

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 26

Artikel: Abzweigungen oder "Züri-Metzgete" : rückblickend auf meinen "Tag des Velos"
Autor: Knobel, Bruno / Stauber, Jules
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-605772>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Abzweigungen oder «Züri-Metzgete»

Rückblickend auf meinen «Tag des Velos»

Die Ausgangslage

Es war entschieden *mein* Fehler; ich hätte stutzen sollen während der meinem Vortrag folgenden Diskussion (über Witz, bei welcher ich anfügte, Humor haben schlösse die Fähigkeit zu *Selbstironie* ein!), stutzen hätte ich müssen, als ich sagte, mein letzter Zug nach Zürich gehe erst in einer Stunde ab, und Einheimische mir erstaunt gestanden, sie hätten gar nicht gewusst, dass dann noch ein Zug fahre. Es war allein mein Fehler, dass ich mich um eine Stunde geirrt hatte und deshalb nächtlicherweise auf dem verlassenen Bahnhof stand und mit nur mühsam durch *Selbstironie* gedämpftem Ärger feststellte, dass ich in Zug den letzten Zug verpasst hatte und also festsass.

Merkwürdigerweise gründete mein Ärger zuerst nur darin, dass ich ein Rückfahrtbillett besass und die Berechtigung zur Rückfahrt – nach unerforschlichem Ratschluss der SBB – nun entfiel. Letzteres war übrigens die erste Versuchung für eine gedankliche Abzweigung vom Hauptthema. Die zweite ergab sich sogleich in Richtung von Überlegungen über die Höhe von Vortragshonoraren, die gemeinhin auf Übernachtungen oder längere Taxifahrten keine Rücksicht nimmt. Doch zielgerichtet und realistisch erinnerte ich mich vorerst einmal. Nämlich an junge Leute, die mit grösster Selbstverständlichkeit zu erzählen wissen, sie hätten Borobudur besichtigt, in Pakistan geweilt, Australien durchstreift und ständen vor einem Trip nach Indien und Nepal via Griechenland/Türkei, und die auf die Frage, wie sie das bezahlten, erstaunt über soviel Weltfremdheit lakonisch antworten: Natürlich mit Autostopp!

Es war Mitternacht geworden, bis ich nach rüstigem Fussmarsch die Autobahneinfahrt am Stadtrand erreicht hatte und dort auf ein erstes Problem stiess: auch auf Abzweigungen. Hier ging die Strasse weiter und hinüber an den oberen Zürichsee, der aber nicht mein Ziel war, doch gleichzeitig auch nach Zürich. Und wer die Autobahneinfahrt benützte, konnte ebensowohl nach Zürich wie nach Luzern fahren wollen. Die Gefahr schien mir gross, dass ich einen Wagen anhielt, dessen Ziel nicht das meinige war. Es hing also alles von meinem taktischen Verhalten ab. Als Autofahrer wusste ich im übrigen, wie gering die Bereitschaft ist, einen Anhalter aufzunehmen, der ungünstig postiert ist. Ich stellte mich also dort auf, wo die Autos mit reduziertem Tempo fahren, wo ich überdies gut sichtbar im Lichte einer Strassenlampe stehen, das Kantonszeichen auf den Nummernschildern heranfahrender möglicherweise erkennen konnte und wo eine nachts unbenützte Haltestelle eines öffentlichen Verkehrsmittels allfälligen Be-

reitwilligen bequeme Möglichkeit bot, ohne Behinderung des Verkehrs anzuhalten und mich einsteigen zu lassen. Dachte ich, und es verging einige Zeit, bis ich mich achtungsvoll zu wundern begann, wie gerissen doch die taktischen Überlegungen jener sein müssen, die autostoppend nicht nur 30, sondern 3000 km zurücklegen wollen – und sogar können. Natürlich hatte ich vorsorglich Wechselstellungen rekognosziert, und ich benützte sie auch, doch bald kam ich zur Einsicht, was mir ermangle, sei einer jener sattsam bekannten Kartons mit Zielbezeichnung, doch fehlten mir die geeigneten behelfsmässigen Materialien für ein Transparent «Zürich!!!»

Das Stellungsspiel

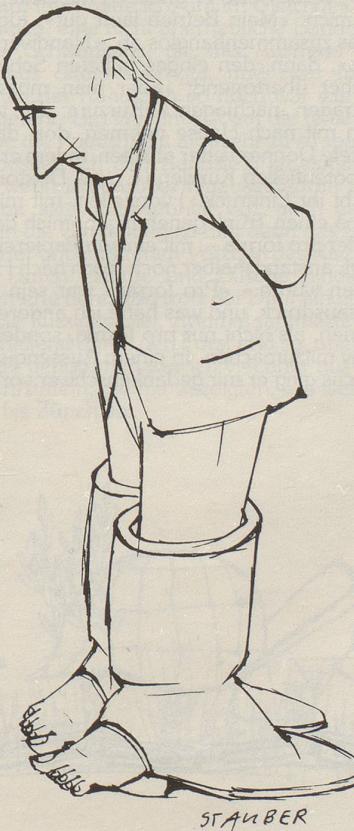
Um so mehr Mühe wendete ich auf für das Stellungsspiel im Detail. Zuerst war ich überaus zuversichtlich und erfolgssicher gewesen. Wenn es einem salopp bis schlampig gekleideten, struppig bis verwahrlost aussehenden

Tramper möglich ist, soviel Vertrauen zu erwecken, dass er vor Lebensende nicht nur nach Kandahar, sondern von dort wieder nach Hause gelangt, autostoppend, um wieviel leichter würde es *mir* gelingen, nur bis Zürich mitgenommen zu werden, da ich mich immerhin eines respektablen, vertrauenerweckenden Aussehens glaubte rühmen zu können, aber bald auch jenes Alters, dem man gemeinhin und also auch als Automobilist gebührende Ehrfurcht schuldet.

Mich der Pflicht zur *Selbstironie* erinnernd, fühlte ich mich allerdings bald wie der Darsteller einer Liebhaberbühne, der mehrere Rollen spielt und entsprechend häufig sein Äusseres verändern muss. Dann und wann fielen Regentropfen, weshalb ich anfänglich den dunkelfarbigen Mantel trug. Das mochte jedoch für einen Autofahrer etwas düster und bedrohlich aussehen. Das schliess ich aus dem Verhalten jener Fahrerin in einem Döschwo, die kurz bremste, dann aber kopfschüttelnd (und wie mir schien: bedauernd) Gas gab und weiterfuhr. Ich musste ihr zustimmen: Alleinfahrerinnen sollten nie Anhalter aufnehmen, schon gar nicht nachts!

Dann zog ich den Mantel aus, was mich meines Erachtens wesentlich freundlicher erscheinen liess. Ich hängte ihn über den Arm, salopp zwar, aber nicht verweg, sozusagen die ausgewogene Mitte haltend zwischen biederer Korrektheit und aufgeschlossener Grosszügigkeit. Als auch das nichts fruchtete und überdies die Tropfen häufiger fielen, entschloss ich mich zur mitleiderregenden Tour: Ich legte den Mantel ins Dunkle am Fusse eines Kandelabers und präsentierte mich mit leicht eingezogenem Kopf, barhäuptig, als bedauernswerter Frierender und rauer Witterung ausgesetzter Mittelständler. Ebenfalls ohne Erfolg, selbst als ich mich überdies der Krawatte entledigt und mir das Haar etwas zerzaust hatte.

Dann fiel mir wie Schuppen mein Köfferchen von den Augen. Das war's! Vom Format eines Diplomatenkoffers, war es aber nicht anonym-achtunggebietend, sozusagen kapitalistisch schwarz, sondern aus braunem Naturleder und verfügte somit über eine individuelle, freundliche, um nicht zu sagen einladende Note, die nicht den Verdacht aufkennen liess, ich sei Amtsperson oder Vertreter oder Ausbeuter. Ich entschied mich, wie ein vertrauenerweckender Lehrer nach einem Fortbildungskurs oder ein nach Überzeit spät heimwärts strebender mittlerer Beamter eines Wasserwerkes zu wirken, band mir die Krawatte deshalb wieder um und stellte das Köfferchen gut sichtbar vor mich. Doch keiner hielt an, und die Autos fuhren immer spärlicher. Nur die Taxis wurden ironischerweise



STANBER

immer zahlreicher, aber sogar sie reagierten nicht, als ich um halb eins auch einem von ihnen, schon fast resignierend, meinen erhobenen Daumen wies. Dann stellte ich mein Köfferchen *hinter* mich, so dass es zwar noch sichtbar blieb, aber nicht dominierte. Auch das änderte nichts. Zwei junge Leute auf den Vordersitzen eines grossen Wagens fuhren zwar vorbei, blickten aber – interessiert, wie mir schien – zu mir zurück, und da fiel mir ein, dass ich mich mit meinem Köfferchen wohl verspekuliert haben musste. Jeder Fernseher – und wer ist das nicht! – weiss aus langer Krimierfahrung, wie leicht sich gerade in Köfferchen von der Grösse des meinigen zerlegte Maschinenpistolen verstauen lassen. Ich bedauerte, meine Dias und das Vortragsmanuskript nicht in einem unförmigen Rucksack mitgeführt zu haben, und versteckte mein Gepäck nunmehr an der Böschung, um gewissmassen mit leeren Händen meine Harmlosigkeit zu demonstrieren. Zu diesem Zweck ordnete ich auch mein Haar wieder. Erneut ohne Erfolg!

Ich versuchte es noch mit anderen Varianten, hob den Arm einmal stramm und entschieden, ein andermal leger und gleichmütig, versuchte es mit einem Lächeln (à la: ich wäre ein gmögiger Gesprächspartner für Alleinfahrer) und mit ernster Miene (erhoffter Eindruck: wurde von der Frauenklinik alarmiert, dass ich in Kürze Vater werde ...). Einige Zeit hatte ich gedankenlos geraucht, bis mir einfiel, das könnte auf Nichtraucher abstossend wirken, und ich es aufgab ...

Ich könnte mit der Darstellung meines untauglichen Versuchs als Anhalter weiterfahren und Überlegungen darüber anstellen, was ich falsch gemacht habe und was die Automobilisten von mir hielten, aber ich will nicht abzweigen.

Auf dem Fussmarsch stadtwarts zurück überlegte ich mir allerdings in einer gedanklichen Abzweigung mein weiteres Vorgehen und stellte mir als Möglichkeit folgende Entwicklung vor:

Die Abzweigung

Ausgehend von der Überlegung, dass sich ein sitzender Vogel besser abschiessen lässt als ein fliegender, hielt ich es für aussichtsreicher, nach einem Automobilisten zu suchen,

der nach Zürich fahren wollte, aber noch nicht gestartet war. Es schien mir nicht unwahrscheinlich, dass in einer Wirtschaft noch ein solcher herumsass. An Gaststätten war kein Mangel, wie überall, und schon vor der dritten stand tatsächlich ein Kleintransporter mit Firmenaufschrift und Zürcher Nummer, und in der Gaststube war noch Licht. Als ich eintrat, sassen dort Männer beim Jassen, schienen aber bereits abzurechnen, und die Servier-tochter stellte eben Stühle auf den Tisch und quittierte deshalb mein Eintreten mit einem missbilligenden Blick. Ich fragte nach dem Fahrer des besagten Wagens, der sich mit einem unwirschen «Warum?» zu erkennen gab und mich ebenfalls missbilligend musterte, als ich ihn fragte, ob er nicht zufällig noch nach Zürich fahren werde, worauf er nochmals mit «Warum?» antwortete. Er schien meinem Anliegen nicht besonders gesonnen, musterte mich, den Stumpen kauend, und fragte, nachdem er sein Bierglas geleert hatte: «Was sind ihr?» Nicht darauf gefasst, stotterte ich etwas von gehabtem Vortrag und von Journalist, worauf ihm etwas einzufallen schien. Sein Missmut wich einer gewissen vorausblickenden Vergnugtheit; er fragte mich, ob ich nicht zufällig auch Akademiker sei, und als ich bedauernd verneinte, meinte er vielsagend, was nicht sei, könne noch werden, denn wer Vorträge halte, sei «dafür» gescheit genug. Er sagte nicht wofür, sondern zahlte, hiess mich einsteigen und fuhr los. Ich staunte darüber, wie rasch wir die Strecke abfuhren, die ich vorher marschiert war, noch mehr aber über meines Gönners Absichten.

Er überhocke gern, leitete er ein, was seiner Frau nicht gefalle. Gerade heute habe er eine frühzeitige Heimkehr versprochen und sei doch wieder auf der Strecke geblieben. «Das wird ein Donnerwetter absetzen, mei, mei!» Pause. «Das würde ein Donnerwetter absetzen», verbesserte er grinsend mit Seitenblick auf mich. «Mein Betrieb läuft gut», fügte er etwas zusammenhangslos an. «Handwerksbetrieb», dann, den eingeschalteten Scheibenwischer übertönen: «aber man muss den Aufträgen nachjagen.» Kurzum: Er wollte mich mit nach Hause nehmen, dort das erwartete Donnerwetter ableiten, indem er mich als potentiellen Kunden («... als Doktor, das macht ihr Eindruck!») vorstellen, mit mir pro forma einen Trunk genehmigen, mich dann wieder pro forma –, mit einigen Papieren versorgt, anstandshalber noch rasch nach Hause fahren würde. «Pro forma» war sein Lieblingsausdruck, und was hätte ich anderes tun können, als nicht nur pro forma, sondern effektiv mitzumachen. In einem Aussenquartier Zürichs ging er mir gedankenschwer voran zu

einem stattlichen Einfamilienhaus, dämpfte die Stimme, als er mich über die Treppe und durch einen Gang ins Wohnzimmer lotste, hiess mich dort absitzen und schien etwas irritiert. «Sonst wartet sie stets», sagte er, trat auf den Gang hinaus und rief mit merkwürdig süsslicher Stimme «Olga – Besu-uch!», dann hörte ich ihn erstaunt murmeln, und schliesslich kehrte er zurück, einen Zettel in der Hand, und sagte verblüfft, sie sei ja gar nicht da, die- den Wisch habe sie ihm hingelegt, sie sei im Samariterverein, und es könne spät werden...

Heimführen könne er mich nun natürlich nicht, erklärte er, denn er müsse daheim sein, wenn sie komme. «Das ist gut», sagte er, als klopfe er sich selber auf die Schultern, «das ist nun aber wirklich gut!», und zu mir: «Ja, eben; dann also! In Zürich sind Sie nun ja!» So also stellte ich mir eine Möglichkeit des Fortgangs meiner Geschichte vor.

Ernüchternde Realität

Zur Realisierung der beschriebenen gedanklichen Abzweigung kam es nicht. Nach ergebnisloser Fahndung auf den Parkplätzen dreier Gaststätten stiess ich dagegen auf eine Lichtfülle, die aus dem Schaufenster und der offenen Werkstatt-Türe eines Fahrradgeschäfts auf das Trottoir fiel und einen Mann beleuchtete, der einen Pudel aufforderte, endlich zu machen. Hier war ich versucht, eine weitere gedankliche Abzweigung zu nehmen und darüber zu philosophieren, wie oft sich doch respektable Zeitgenossen bereitfinden, dem Drang mutwilliger Haustiere vor die Haustüre nachzugeben und zu nachtschlafenden Zeiten, in Hosenträgern fröstelnd, im Freien herumzustehen und drängend zu wippern. Ich grüsste, er auch; ich sagte, ich wollte, ich wäre der Pudel, denn ich müsste noch nach Zürich. Als er endlich wahrnahm, dass ich das ernst meinte, riet er mir (weniger ernst), ein Velo zu mieten, aber ich griff, wie man so schön sagt, die Idee auf. Kurz und gut: Als ich ihm meine Identität eröffnet hatte, lieh er mir sogar gratis ein Fahrrad unter der Bedingung, dass ich es anerntags per Bahn zurücksende und ihm den Frachtbrief schicke. Er hatte noch gar nicht bemerkt, dass «andern-tags» bereits angebrochen war.

Ich passierte Baar, als ich mit Sicherheit feststellte, dass ich am Ende der Strecke von 30 km ausgeleierte Knie haben würde, da der Sattel für mich zu tief angebracht war. Ferner bemerkte ich, dass an meinem Rad das sonst übliche Reparaturtäschchen fehlte und damit auch das Werkzeug, um den Sattel höher zu stellen. Der Schritt war nur klein zur weiteren Entdeckung, dass auch eine Pumpe fehlte. Ich durfte also nichts riskieren, aber vorerst war diese Gefahr gering, denn ich marschierte.

Die Versuchung ist gross, hier im Bericht eine Abzweigung einzuschalten und mit gebührender Selbstironie Gedanken darüber zu verbreiten, was man doch beim Autofahren



alles verpasst. Auf diesen Gedanken brachte mich die Entdeckung, dass die Strasse zwischen Baar und Sihlbrugg ununterbrochen ansteigt, was mir im Auto nie aufgefallen war. Und ich schob das Rad und schob nicht nur wegen mangelnder Kondition oder weil ich nicht in den Pedalen stehend hätte treten können, sondern wegen einer weiteren Eigenart meines Velos: Die kleinste Übersetzung war mir zu klein, die grösste zu gross und die mittlere untauglich, denn sie hängte beim Einschalten sogleich aus und schnappte über, nämlich in die grosse.

Es war 01.15 Uhr, als ich schwitzend an eine Stelle gelangte, wo sich die Autobahn meiner Strasse näherte, Strassenlampen leuchteten, Verkehrstafeln sich häuften und ich, vom Keuchen leicht benebelt und trotz des Schwitzens frierend, nicht ganz sicher war, ob ich hier eine Abzweigung nehmen musste. Kühn verschmähte ich die abfallende Strasse – das Angenehme war noch nie das Beste! –, nahm die ansteigende Variante in Angriff in einer Aufwallung von Tatkraft, die ich ohne Übertreibung als «wacker fürbass schreitend» umschreiben darf, doch nach zehn Minuten zunehmenden Keuchens wurde ich unsicher. Als dann auch noch der Anstieg nicht enden wollte, wandelte sich meine Vermutung in Gewissheit, nämlich dass ich mich auf dem falschen Weg, etwa in Richtung Hirzel, befinde, worauf ich das Rad wendete und – erstmals geniesserisch – abwärts zurückbrauste.

Wieder bei der Abzweigung, lockte es mich, auch gedanklich abzuzweigen und Überlegungen anzustellen über die mangelnde Eindeutigkeit von Strassensignalisationen, denn es stellte sich bei näherer Betrachtung heraus, dass ich auf dem richtigen Weg gewesen war und den Anstieg also erneut zu bewältigen hatte. Als ich hoffte, demnächst in Adliswil einzufahren, stiess ich erst auf die Ortstafel Sihlbrugg, und obwohl ich auf Grund allerdings begrenzter Geographiekenntnisse annahm, sihlatalwärts gehe es nun leichter, weil abwärts, musste ich erkennen, dass ich heftig weiterzutreten hatte.

Neue Aspekte

Im Verlaufe dieser unliebsamen Erfahrung glaubte ich auch die Ursachen entdeckt zu haben:

Einmal kam ein *Gegenwind* auf, der nicht nur meinen Mantel blähte, sondern der mir offensichtlich auch eine Regenfront entgegentreib, denn es fielen bereits Tropfen. (Ich hatte einen guten Anzug an, die Krawatte gelockert, und ich trug ständig Sorge, beim Pedalen nicht mit den Schuhspitzen auf der Strasse anzustossen. Beim Aufkommen von Regen würde mein *Tenü* ruiniert.)

Zum andern schien mir die *bremsende* Wirkung des Dynamos in keinem Verhältnis zu stehen zu der von ihm erzeugten Lichtfülle.

Die Anstrengung wurde somit durch das Talabwärtsfahren nicht geringer; den Sattel empfand ich als den Besonderheiten meines Körperbaus immer weniger angepasst; und weil die Besonderheiten der Gangschaltung und der Sattelhöhe meine Knie unnatürlich beanspruchten, wurde es mir zur lieben Gewohnheit, alle paar Kilometer abzusteigen und eine Weile zu Fuss zu gehen, wobei mich jedesmal das starke Zittern meiner Beine und die Lahmheit meiner Füsse aufs neue verblüfften, ganz abgesehen davon, dass meine Hände infolge meines entschlossenen Griffes an der Lenkstange erhebliche Druckstellen aufzuweisen begannen, die zu betrachten mir mangels Strassenbeleuchtung allerdings verweht war. Dann und wann überholten mich oder begegneten mir Autos, die an mir vorüberbrausten in Geschwindigkeiten, die mir unwahrscheinlich hoch erschienen. Überhaupt verschob sich mein Blickwinkel auf unerwartete Weise. Ich meine damit nicht die Verengung, die sich daraus ergab, dass mein Fahrttempo nur gerade ausreichte, um meiner Lampe ein zaghafes, stark schwankendes Glühen zu entlocken (was mir in einem grotesken Anfall von Selbstdionie die Assoziation entlockte: Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht ...), sondern ich meine eine Verschiebung des *sozialen* Blickwinkels: Ich stellte fest, dass ich spätestens seit dem ersten Anstieg nach Baar passierende Automobilisten nicht mehr als meinesgleichen zu empfinden vermochte, sondern dass sie mir zunehmend als verabscheungswürdige Vertreter einer überheblichen Kaste erschienen.

Dieser Wandel wurde beschleunigt durch die viel zu geringe Breite des Fahrradstreifens («So werden wir Radfahrer behandelt!»). Wer weiss, dass ich seit 15 Jahren nie mehr auf einem Velo gesessen habe, wird das Ausmass meiner Wandlung ermessen können. Da ich langsam fuhr, hatte ich, um im Gleichgewicht zu bleiben, eine nicht unerhebliche Bandbreite des Schwankens, die das Ausmass des Fahrwegs öfters sprengte, und zwar meist dort, wo der Randstein so hoch war wie die Sturzgefahr. Um im Hinblick auf die fehlende Pumpe die Pneus nicht allzusehr zu strapazieren, bestieg ich den Randstein jedesmal zu Fuss, wenn ich darüber hinausgefahren war, was mir stets Gelegenheit bot, auch einen Blick in die Umgebung zu tun, denn das ist ja einer der unbestrittenen Vorteile des Radfahrens. Durch Bäume und Büsche hindurch schimmerte denn also trotz der Dunkelheit die Sihl wie flüssiges Blei, zweimal jammerte ein Kauz hallend durch den Forst und so, aber im Grunde genommen war ich viel eher aus auf Verkehrstafeln, die mir anzeigen, wie weit es noch bis Zürich sei.

In Langnau am Albis, als ich eben wieder einmal der Knie wegen ging, stand doch tatsächlich erneut ein notdürftig bekleideter Mann im Vorgarten zur Strasse und liess einen Dackel seine Notdurft verrichten. Als ich ihn fragte, wie weit es noch sei bis Zürich, lachte er, als habe ich einen Witz gemacht, und sagte: 10 bis 12 km, aber ich werde ja wohl nicht so verrückt sein, «noch» dahin fahren zu wollen.

Der Endspurt

Zwar wollte ich nicht eigentlich, sondern ich musste, und ich gestehe, dass mich schon die Versuchung heimgesucht hatte, auf einer Station der Sihltalbahn ebenfalls Station zu machen und den ersten Frühzug abzuwarten, denn es war inzwischen zwei Uhr geworden, was mich allerdings erstaunte, denn mich dünkte, ich sei schon taglang unterwegs. Es ging dann aber doch besser als erwartet. Vermutlich war ich das, was man «eingelaufen» nennt. Herb war allerdings die Enttäuschung, als ich merkte, dass ich zwar endlich in Zürich war, die Ortseingangstafel aber etliche Kilometer vom Zentrum entfernt steht. Das sollte, um Verzweiflungstaten müder Radfahrer vorzubeugen, bei den Distanzangaben unterwegs unbedingt berücksichtigt werden.

Vollends deprimiert wollte ich doch noch werden, als in der Brunau die Strasse in Richtung City so gewaltig anstieg, dass es über das Vermögen meines versteiften Nackens ging, mich zum Kulminationspunkt hinaufblicken zu lassen. Was ich dann tat, war ein zwar verzeihlicher Akt der Verzweiflung, dessen ich mich aber rückblickend doch schäme: Ich nahm die erst- und nächstbeste Strasse, die abwärts führte, und folgte in steigendem Tempo immer nur den sich senkenden Strassen, obwohl es immer Einbahnstrassen waren, die ich in falscher Richtung befahren musste, fegte klingend über Kreuzungen inklusive Stoppsäcke, umkreiste gar in einer Anwandlung von Übermut – «Zurich by night!» – mit auf dem Asphalt schleifenden Sohlen scharfkurvig eine Verkehrsinsel, stand bei der Einfahrt auf den Bürkliplatz in die Pedalen und bog eben in gekonntem Fahrstil ein in die Bahnhofstrasse, dieses Juwel unter der Welt Geschäftsstrassen, als ich eine um genau halb drei Uhr früh weit und breit allein spätheimkehrende Frau hämisch oder aufmunternd, sicher aber eher demimondän hinter mir herrufen hörte: «Hopp, hopp Chline! – Zürimetzge – hä!» Dabei messe ich einen Meter achtundsiebzig, wenigstens wenn ich die Knie normal durchzudrücken vermag, was mir an meinem «Tag des Velos» – ehrlich! – nicht mehr so ganz gelingen wollte.

